

Negative Affizierung in den Gender Studies: Strategien im Umgang mit verletzendem Material

Tabea Speder

Unruhe, Trauer, Ohnmacht, Wut – diese Gefühle begleiten mich zuverlässig durch mein Studium der Gender Studies. Sie entstehen vor allem im Rahmen meiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sexismus, Misogynie, Queer- und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. Auslöser können diskriminierende Passagen aus Lektüren, Diskussionen, mediale Darstellungen oder Recherchen für Hausarbeiten sein. Dabei wird im Universitätskontext ein bestimmtes Schema sichtbar: Ich rezipiere Wissen, welches misogyne Inhalte reproduziert und fühle mich wütend und ohnmächtig, weil diese nach wie vor wirkmächtig sind und gleichzeitig keine Handlungsoptionen sichtbar gemacht werden. Ähnliches geschieht beim nächsten Text und so bekommt dieses Hervorrufen negativer Gefühle einen zirkulären Charakter, den ich zunächst für die ontologische Strukturiertheit meines Studiums gehalten habe.

Diesem Phänomen ein Analysepotential beizumessen und es aus der Privatheit und damit Unsichtbarkeit zu befreien, ist ein wesentliches Anliegen der Affect Studies. Ihre Vertreter_innen haben Affekten, Emotionen und Gefühlen einen Platz im politisch-wissenschaftlichen Diskurs gesichert. Die Wissenschaftler_innen Ursula Degener und Andrea Zimmermann skizzieren Affect Studies in ihrem Aufsatz *Politik der Affekte* als eine „um die Jahrtausendwende in den USA aus queer-feministischen Zusammenhängen entstandene Theoriebewegung“ mit dem Schwerpunkt der wissenschaftlichen und

politischen Reflektion von Gefühlen und Affekten.¹ Berühmte Vertreter_innen sind beispielsweise Lauren Berlant, Ann Chvetkovich, Eve Sedgwick und Sara Ahmed.² Zusammen mit anderen feministischen Wissenschaftler_innen ging es ihnen auch darum, den Mythos der neutralen und objektiven Wissensproduktion zu zerstören. Sie kann vielmehr als ein Prozess der Aushandlung subjektiver (Nicht-)Betroffenheiten anhand eines (potentiell widerständigen oder verletzenden) Forschungsgegenstandes verstanden werden. So bewegt sich die US-amerikanische Theoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick in ihrer Abhandlung *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity* von der Frage nach der Wahrheit oder Überprüfbarkeit von Wissen weg und hin zur Frage nach der Funktion von Wissen, nach der Art und Weise seiner Performativität.³ Welche Möglichkeiten gibt es Wissen zu präsentieren und zu (re)produzieren? Und insbesondere: Welche Strategien kennen wir in den Gender Studies im Umgang mit verletzendem Material?

Um diese Fragen zu beantworten, soll zunächst die enge axiomatische Verbindung zwischen Gender Studies und Affect Studies deutlich gemacht werden. Affect Studies fungieren demnach innerhalb einer feministischen Tradition der Wissenschaftskritik. Einige der feministischen Argumentationsfiguren, die die affekttheoretischen Analysen maßgeblich geprägt und ermöglicht haben, werden im Folgenden benannt und erläutert. Zudem sollen die Begriffe ‚Affekt‘ und ‚Emotion‘ im Kontext der Affect Studies geschärft werden. Anschließend wird diskutiert, ob *Affizierung* als wissenschaftliches Problem oder Chance gesehen werden kann. Hierfür wird die Analyse der Medienwissenschaftlerin Mary Shnayien in ihrem aktuellen Essay *Sichere Räume, reparative Kritik*⁴ relevant. Dort wird die Schwierigkeit der affizierten Forscherin thematisiert, die unbeabsichtigt die Gewalt ihres Materials verlängert. Diese Problematik soll auch anhand eines aktuellen Grundlagentexts der Gender Studies *Frauen und medizinische Deutungsmacht im 19. Jahrhundert*⁵ von Claudia Honegger überprüft werden. Welche Möglichkeiten und Lösungsansätze sich aus dieser Problemanalyse ergeben können, wird schlussendlich mithilfe von Eve Sedgwicks Konzept des *reparative reading* diskutiert. Mit der

¹ Ursula Degener, Andrea Zimmermann: Politik der Affekte. In: *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, Nr. 22 (2014), S. 5–23, hier: S. 5.

² Vgl. Ebd., S. 5–6.

³ Vgl. Eve Kosofsky Sedgwick: *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham 2003. S. 124.

⁴ Shnayien, Mary: Sichere Räume, reparative Kritik. Überlegungen zum Arbeiten mit verletzendem Material. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 14, Nr. 1 (2022), S. 54–65.

⁵ Vgl. Claudia Honegger: *Frauen und medizinische Deutungsmacht im 19. Jahrhundert*. In: Alfons Labisch und Reinhard Spree (Hrsg.): *Medizinische Deutungsmacht im sozialen Wandel*. Bonn 1989, S. 181–194.

Beantwortung der Frage nach anderen Möglichkeiten des Umgangs mit verletzendem Material ergeben sich ebenfalls Überlegungen zur Struktur von Lehre und Studienpraxis der Gender Studies.

Feministische Axiome der Affect Studies

Gerade im westeuropäischen akademischen Kontext herrscht die Auffassung Wissenschaftler_innen sollen möglichst objektiv, rational und vernunft- statt emotionsgeleitet sein. Mit Philosophen von Immanuel Kant bis Jürgen Habermas wurde sowohl der öffentliche Diskurs, als auch das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse an dem Primat der *männlichen Vernunft* ausgerichtet.⁶ Dabei wurde wiederholt eine uralte patriarchale Dichotomie stabilisiert: Die zugeordnete Geschlechterbinarität ‚Mann‘ (Geist, Ratio) und ‚Frau‘ (Körper, Emotionalität), die sich auch in der öffentlichen Unerwünschtheit der „Emotionalität jedweden Sprechens“ niederschlägt.⁷ Daraus folgt, dass die Normen und Werte, von denen der öffentliche und wissenschaftliche Diskurs geprägt sein soll, ein männliches Ideal repräsentieren.

Eine Erzählung des vernunftorientierten und neutralen Wissenschaftlers kann also nur als Vorbild funktionieren, wenn zeitgleich eine Abwertung der emotionalen und subjektiven Feministin stattfindet. Mit der Einführung von Gefühlen und Affekten als wissenschaftliche Analysekatégorien entzogen Affect Studies dieser Dynamik zunächst den Boden,

galt es doch der Privilegierung männlich konnotierter Rationalität etwas entgegenzusetzen und darüber hinaus eben die Dichotomie von Vernunft und Gefühl als eine zentrale Grundlage androzentrischer Machtverhältnisse zu unterlaufen.⁸

Nicht nur der patriarchal konstruierte Ratio-Emotio-Dualismus wurde radikal infrage gestellt, sondern in der Konsequenz auch die mitschwingenden ‚Subjekt-Objekt‘ und ‚Öffentlichkeit-Privatheit‘ Gegensätze: Mit der

Rehabilitierung der bis dahin abgewerteten Dimensionen wie Gefühl, Subjektivität und Privatheit [...] lassen sich im Rahmen der Affect Theory neue Ansätze beobachten, dualistische Strukturen zu überwinden.⁹

Es handelt sich hierbei also um einen Versuch, das degradierte und als

⁶ Beispielsweise in Immanuel Kants Schrift zur *Metaphysik der Sitten* (1797), in denen er ausführt, dass Frauen durch ihre Abhängigkeit von Männern keine eigene vernünftige Sprechposition im Diskurs haben können.

⁷ Vgl. Ricarda Drüeke, Elisabeth Klaus: Feministische Öffentlichkeiten: Formen von Aktivismus als politische Intervention. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 16. Wiesbaden 2019, S. 1–9, hier S. 4.

⁸ Degener, Zimmermann, Politik der Affekte, S. 8.

⁹ Ebd., S. 9.

weiblich konstruierte Emotionale, das Persönliche (das Schwer-Fassbare) nach den Regeln der männlich geprägten Logik in die Wissenschaft einzubringen, beziehungsweise als bereits vorhanden aufzudecken.

Für Degener und Zimmermann geht es dabei um eine Neuverhandlung unserer inneren und äußeren Verortung im gesellschaftlich-sozialen Kontext. In der politischen Dimension sehen sie

die Fokussierung auf Affekte und Emotionen auch verbunden mit dem queer-feministischen Anliegen, der wirkmächtigen Imagination des modernen autonomen Subjekts etwas entgegenzustellen und Raum zu schaffen für alternative Entwürfe von Subjektivität, Selbstverhältnissen und intersubjektiven Verhältnissen.¹⁰

Damit betonen sie die Notwendigkeit, Menschen als abhängig, verletzlich und beeinflussbar anzuerkennen. Hinter der Verweigerung dieser Anerkennung stecken ihrer Ansicht nach nicht nur patriarchale Narrative, sondern ebenfalls „neoliberale Individualisierungs-, Privatisierungs- und schließlich Pathologisierungsstrategien.“¹¹ Das Zutagetreten von Gefühlen und Affekten ist somit der stichhaltigste Beweis gegen die Erzählung des unabhängigen und neutralen Subjekts. Um genauer zu verstehen, inwiefern Affekte sich definitorisch auf der strukturellen Ebene bewegen und wie sie sich von Emotionen unterscheiden, werden nun begriffliche Linien der Affect Studies weiterverfolgt.

Begriffsepistemologie: Affekt und Emotion

Was sind also diese körperlichen und psychischen Regungen, die ich angesichts der Reproduktion sexistischer Inhalte empfinde? Sind es Emotionen? Gefühle? Affekte? Um diese Begriffsbedeutungen gibt es laut dem Philosophen Jan Slaby eine polarisierende affekttheoretische Debatte.

In seiner Arbeit *Drei Haltungen der Affect Studies* weist er darauf hin, dass der Begriff des Affektiven von den „jeweiligen Zugangsweisen“ der Autor_innen abhängig ist.¹² Vor allem geht es dabei um die (Nicht-)Unterscheidung der Begriffe ‚Emotion‘ und ‚Affekt‘. Slaby merkt an, dass die „Nicht-Feststellbarkeit des Affektiven“ bereits auf „eine der zentralen Konfliktlinien“ zwischen den Akteur_innen der Affect Studies verweist.¹³ Aus philosophischer Sicht sei die Differenz zwischen Emotion und Affekt offensichtlich, schreibt Slaby. Während Emotionen „mentale Zustände“ und „in etablierten Kategorien fassbar[...]“

¹⁰ Ebd., S. 12.

¹¹ Ebd., S. 14.

¹² Jan Slaby: *Drei Haltungen der Affect Studies*. In: Larissa Pfaller und Basil Wiese (Hrsg.): *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*. Wiesbaden 2018, S. 53–81, hier S. 53

¹³ Ebd., S. 58.

sind, charakterisieren Affekte „dynamische Verläufe und Wirkverhältnisse“, die weitaus schwieriger einzuordnen sind.¹⁴ Slaby legt hier Wert auf die entsprechende Perspektive: Emotionen sind individualisierbar und besitzen, im Vergleich zu den Affekten, nicht automatisch eine strukturelle Ebene.

Diesem Ansatz steht die Definition der feministischen Queer-Theoretikerin Sara Ahmed gegenüber: „Affekt und Emotion lassen sich nicht in getrennte Register bannen, sondern müssen als Teilmomente desselben grundlegenden Wirkungsgeschehens bestimmt werden“, wobei Emotion die variable, „benennbare und durch kulturelle Skripte präfigurierte Seite dieser Dynamik“ und Affekt „die konkrete Wirkweise“ des Geschehens ist.¹⁵ Damit erweitert sie den Emotionsbegriff und verknüpft ihn analytisch mit dem Affektiven. Allerdings vertritt Ahmed eine kritische Haltung zum Affektbegriff. In einem Gespräch mit der feministischen Biologin Sigrid Schmitz erklärte Sara Ahmed, warum sie statt dem Wort *affect* lieber *emotion*¹⁶ gebraucht. Zwei Gründe seien dafür ausschlaggebend: Zunächst die Wortherkunft und -bedeutung von Emotion, „this idea of movement that is explicit in its etymology“ und schließlich der alltägliche Gebrauch und die „everyday resonance.“¹⁷ In demselben Gespräch kritisiert Ahmed auch den Umstand, dass Emotionen häufig nur subjektbezogen gedacht werden. Dieses Verständnis ist ihrer Meinung nach unterkomplex und verbirgt die Genealogie, die in diesem Wort steckt.¹⁸

Ungeachtet der konkreten Differenzierungsfrage von Emotion und Affekt soll das oben genannte Wirkungsgeschehen in der vorliegenden Arbeit als *Affizierung* bezeichnet werden. Dieser Prozess kann als enges Ineinandergreifen des durch Ahmed erweiterten Emotionsbegriffs mit dem Affektbegriff verstanden werden. Affizierung kann interpersonell oder zwischen Personen und Materialien (wie z.B. Texten) stattfinden. Schwerpunktmäßig wird sie jedoch von der Person aus gedacht. Daher stellt sich beim (un)bewussten Aneignen von Inhalten immer auch die Frage nach dem rezipierenden Subjekt. Degener und Zimmermann zufolge werden Affekte in den Wechselwirkungen zwischen Material und Subjekt(en) zum „zentrale[n] Organisationsprinzip von Selbstverhältnissen und intersubjektiven Verhältnissen.“¹⁹ So verweisen sie auf die

¹⁴ Ebd., S. 57–58.

¹⁵ Ebd., S. 73 – 74.

¹⁶ Das englische Wort ‚emotion‘ wird ins Deutsche sowohl mit ‚Emotion‘, als auch mit ‚Gefühl‘ übersetzt. Im Nachfolgenden wird der Begriff Emotion benutzen, weil er dem englischen Originalausdruck am nächsten kommt.

¹⁷ Sigrid Schmitz, Sara Ahmed: Affect/Emotion: Orientation Matters. A Conversation between Sigrid Schmitz and Sara Ahmed. In: *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, Nr. 22 (2014), S. 97–108, hier S. 97.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 107.

¹⁹ Degener, Zimmermann, Politik der Affekte, S. 10.

Involviertheit und das Eingebundensein aller Subjekte in ihre Umwelt(en). Dies gilt auch und vor allem für wissenschaftliches Material, welches die Forschenden und Rezipierenden affiziert. Affekte sind demnach auch Bewegungen, die bei Sichtung oder der Produktion von wissenschaftlichen Aufsätzen, Studien oder (auditiven) Präsentationen entstehen. Sie beeinflussen die Art, wie Wissen organisiert und wiedergegeben wird.

Affizierung als wissenschaftliche Herausforderung

Für die vorliegende Arbeit sind speziell die Verletzungspotentiale von sexistischem und misogynem Material von Bedeutung. Dabei ist vor allem das komplizierte Verhältnis von gewaltvollen und diskriminierenden Anlagen im Forschungsgegenstand und der davon betroffenen forschenden Person von Interesse. Welche Phänomene und Distanzierungsversuche dabei entstehen können, hat die Medienwissenschaftlerin Mary Shnayien untersucht. Ihre Ergebnisse sind die Ausgangslage für die Betrachtung des Textes von Claudia Honegger.

In ihrem Text *Sichere Räume, reparative Kritik* widmet sich Mary Shnayien der Frage nach den Bedingungen von (queerer) Sicherheit und dem Umgang mit verletzendem Material. Dafür analysiert sie Teile der Sprache und Rhetorik aus dem Buch *Incels. Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults* von Veronika Kracher.²⁰ Gleich zu Beginn beschreibt sie eine symptomhafte Beziehung zwischen Kracher und dem von ihr untersuchten Material: „Der Forschungsgegenstand affiziert die Forscherin und erzeugt über die gesamte Dauer der Projekts hinweg negative Affekte.“²¹ Dieses Phänomen ist für Shnayien kein Einzelfall, sondern betrifft die Gegebenheit des wissenschaftlichen Arbeitens an sich. Zurecht verweist sie darauf, dass diese emotionale Herausforderung im übergeordneten Wissenschaftsdiskurs zu wenig Aufmerksamkeit bekommt. Zu wirkmächtig ist vielleicht noch die toxische Vorstellung des_der professionellen und distanzierten Forscher_s_in, welches sich in Redewendungen wie ‚über seiner_ihrer Forschung stehen‘ oder ‚ein Fach beherrschen‘ niederschlägt. Aus eigener und kollegialer Erfahrung berichtet Shnayien davon, wie sehr das „Affizierungs- und damit auch das Verletzungspotential“ des Forschungsgegenstandes von der persönlichen „Situiertheit

²⁰ ‚Incel‘ ist eine Wortneuschöpfung aus ‚involuntary celibate men‘ und bezeichnet eine bestimmte Community von meist cis männlichen Usern, die sich über ein misogynen Weltbild organisieren und teilweise gewalttätig werden. Mehr dazu: Merle Hömberg und Lina Beling: Wie weit der Hass gegen Frauen geht. *Deutschlandfunk Kultur*, 2021, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/incel-community-wie-weit-der-hass-gegen-frauen-geht-100.html> (zuletzt geprüft: 13.01.2023).

²¹ Shnayien, *Sichere Räume, reparative Kritik*, S. 1.

entlang der Differenzachsen *race*, *class*, *gender*, *dis_ability*, Neurodiversität oder -typie“ und anderen Faktoren abhängt.²² In besonderer Weise werden Forschende affiziert, die selbst durch ihre Identität, ihre Körperlichkeit oder ihre Erfahrungen von ihrem Forschungsgegenstand betroffen sind.

So zum Beispiel die Autorin Veronika Kracher, die als vermutlich cis weiblich sozialisierte Person von den gesammelten misogynen Gewaltfantasien und Hassreden in Incel-Foren mitgemeint wird. Shnayien erkennt dabei in den „bissig-ironisch[en] Kommentare[n]“ die „Bewältigungsstrategie“ der Autorin als Versuch der Distanzierung zwischen „sich und den Verletzungspotentialen des Materials.“²³ Trotz Shnayiens Verständnis für diese Problematik im wissenschaftlichen Umgang mit derartigen Quellen, problematisiert sie die „unheimliche Verdopplung der im Material enthaltenen Gesten und Affekte [...] und damit der vorhandenen Verletzungspotentiale“ für die Forscherin und die Lesenden.²⁴ Denn die von Kracher genutzte Abwertung findet sich als mächtiges sprachliches Muster ebenso in den Foren der Incels und misogynen User. Shnayien kritisiert an Krachers „ironischer Distanznahme“, dass sie damit „in abgeschwächter Form Gesten wiederhole[...]“, die auch die Täter²⁵ und gewaltausübenden Personen genutzt hätten.²⁶ Dies scheint problematisch, weil die demütigende Anlage im Material auf diese Art wirkmächtig bleibt. Um dieses schicksalhaft erscheinende Schema aufzubrechen, ist es für Shnayien essentiell,

die affektiven Ansteckungs- und Verletzungspotentiale der Dokumente [...] nicht zu wiederholen, oder sie zumindest einzugrenzen, da ihre Zirkulation [...] eine Reproduktion oder Verlängerung der mit ihr zusammenhängenden Gewalt bedeuten kann.²⁷

Auf welche Art wird die Gewalt überhaupt reproduziert oder verlängert? Auch wenn Shnayien von einer abgeschwächten Geste spricht, zieht sie dennoch einen Vergleich. Aber ist die Geste einer Forscherin, die aufgrund von struktureller (und vielleicht persönlicher) Betroffenheit rhetorische Mittel der Abwertung benutzt mit der abwertenden Geste eines Incels in einem Online-Forum vergleichbar? Oder sind diese beiden Gesten ontologisch verschieden? Wenn wir davon ausgehen, dass Wissensproduktion immer in einem bestimmten subjektiven Betroffenheitsraum verortet ist, dann sind auch Gesten der

²² Ebd., S. 5.

²³ Ebd., S. 2.

²⁴ Ebd., S. 2.

²⁵ Anm.: Hier wird die maskuline Form verwendet, weil sich Kracher vor allem auf gefährliche und gewalttätige Konstruktionen von cis Männlichkeit bezieht und dieser Fokus beibehalten werden soll.

²⁶ Shnayien, *Sichere Räume*, reparative Kritik, S. 3.

²⁷ Ebd., S. 6.

Abwertung positioniert. Das bedeutet, dass die Position, aus der heraus abgewertet wird, eine wichtige Rolle spielt. In dieser Logik ist eine sexistische Geste, die beispielsweise von einem cis männlichen User online ausgeführt wird, qualitativ von der antwortenden affizierten Geste Krachers verschieden. Erstere verstärkt die bestehende Dynamik eines strukturellen Systems der Unterdrückung eines Geschlechts, während zweitere vielmehr als affizierte Reaktion aus einer Position der Unterdrückung heraus funktioniert. Dennoch behält Shnayien Recht bei der Beobachtung des Ansteckungspotentials. An Leser_innen werden von Kracher sowohl Zitate im Original als auch die Wut darüber weitergegeben. So entsteht ein Spannungsraum zwischen Selbstermächtigung und unfreiwilliger Kompliz_innenschaft. Die Frage nach der Affizierung und dem Umgang mit verletzendem Material wird im Folgenden anhand des in der Einleitung bereits erwähnten Textes der Soziologin Claudia Honegger untersucht.

Negative Affekte bei Claudia Honegger

Spuren negativer Affekte lassen sich auch in der Abhandlung *Frauen und medizinische Deutungsmacht im 19. Jahrhundert* finden, die Claudia Honegger Ende der 1980er Jahre verfasst hat. Damals aus einer soziologischen Perspektive in die Atmosphäre der entstehenden universitären Geschlechterforschung hinein geschrieben, gehört der Text heute zu deren Einführungsliteratur. Er widmet sich der Bedeutung und dem Einfluss der europäischen Medizin und Psychophysiologie auf die geschlechtsspezifische Rollendefinition im Verlauf des 19. Jahrhunderts.

Abgesehen vom generell umgangssprachlicheren Ton Honeggers sind an einzelnen Stellen ebenfalls rhetorische Abgrenzungsversuche vom Material auffindbar. Zum Beispiel als Honegger die Entwicklungen des medizinischen Diskurses im frühen 19. Jahrhundert als „uns Heutige zunächst frappierenden Versuch einer psychophysiologischen Geschlechtertheorie“ bezeichnet.²⁸ Über die Ausführungen des Theoretikers Adolph Henke zur vermeintlich natürlichen geschlechtlichen Arbeitsteilung etwa schreibt Honegger: „Diese Passagen erscheinen den gewitzteren Nachgeborenen als restlos selbstentlarvend.“²⁹ Und für das Übernehmen der „am Manne orientierten Lusttheorie“ in die deutsche medizinische Literatur lobt Honegger die französische Medizin für ihre „Avantgarde-Funktion“.³⁰ Der Humor in diesen vorangegangenen

²⁸ Honegger, *Frauen und medizinische Deutungsmacht*, S. 183.

²⁹ Ebd., S. 185.

³⁰ Ebd., S. 189.

Passagen funktioniert vordergründig durch die Verhöhnung der zitierten Autoren. Sie und ihre Theorieversuche werden abgewertet und als selbstentlarvend bezeichnet. Außerdem erzeugt Honegger durch die Zuordnung der Lesenden (und sich selbst) zur Gruppe der ‚Heutigen‘ oder ‚Nachgeborenen‘ eine zeitliche Distanz, die ein Ablaufdatum dieser Theorien suggeriert. Diese rhetorischen Figuren sind in erster Linie vermutlich ein Mittel, um deren Wissenschaftlichkeit infrage zu stellen. Nichtsdestotrotz transportieren sie auch eine gewisse Wut und Verletzung, also die negative Affizierung der Autorin, an die Leser_innen. Diese Wut kann als Reaktion auf das verletzende Material verstanden werden: auf die Gleichsetzung von ‚Frau‘ mit Gebärmutter, auf die seitenlangen Ausführungen dazu, warum das weibliche Leben schwach, mangelhaft und ohne den ‚Mann‘ nichts wert sei, und es braucht nicht viel Fantasie um sich vorzustellen, wieviel sexualisierte Gewalt die dort vorgestellte Lusttheorie legitimiert hat.³¹ Immerhin ist die Mehrzahl der angeführten Quellen circa 200 Jahre alt, wie also wird das ihnen innewohnende Verletzungspotential bei heutiger Rezeption aktiviert?

Verletzend ist vor allem das Wissen, dass dieselben Unterdrückungsmechanismen und -narrative, die in diesem Text angelegt sind, auch heute noch wirkmächtig sind. So gibt es heute nach wie vor ein sexuelles Primat der männlichen Lust, medizinische Diskriminierung mit einer erhöhten Sterblichkeitsquote für cis weibliche Patient_innen bei cis männlichen Ärzten³² und rechtliche Legitimationen für staatliches Eingreifen in die Entscheidungen schwangerer Personen. Außerdem gehört weder die sicherste und risikoärmste Variante des Schwangerschaftsabbruchs, noch irgendeine andere, zur medizinischen Grundausbildung in Deutschland.³³ Das bedeutet, dass Reproduktion und Körperpolitiken in unserer Gesellschaft immer noch misogyn und patriarchal strukturiert sind. Die negative Affizierung für heutige Leser_innen liegt in diesem Fall also nicht nur im Material an sich, sondern in seiner Einordnung und bestehenden Aktualität.

Umso wichtiger wird aus wissenschaftlicher Perspektive ein besseres Verständnis der historischen Formung dieser Strukturen. Parallel zum misogynen Reproduktionspotential behält Honeggers Analyse ebenfalls ihr Kritikpotential,

³¹ Vgl. ebd., S. 184-189.

³² Studien, die dies nahelegen, sind unter anderem die Studien von Huang, Carnahan und Citiés, 2018, <https://www.pnas.org/doi/10.1073/pnas.1800097115> (zuletzt überprüft: 13.02.2023) und Wallis, Jeath und Coburn, 2021, <https://jamanetwork.com/journals/jamasurgery/article-abstract/2786671> (zuletzt überprüft: 13.01.2023).

³³ Dazu beispielhaft ein Interview aus dem Deutschlandfunk: <https://www.deutschlandfunk.de/medizin-workshop-abtreibungen-richtig-lernen-100.html> (zuletzt überprüft: 13.01.2023)

indem sie medizinische und gesellschaftliche Annahmen erklärt, die sexistische Narrative und Praktiken bis heute begründen, beispielsweise auch in Incel-Foren. Indem sie Profitinteressen, Arbeitsteilung und Normen der deutschsprachigen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts mit dem medizinischen Diskurs verknüpft, liefert sie stichhaltige Zweifel an biologistischen Legitimationen von geschlechtsspezifischer Ungleichbehandlung.

Queere Sicherheit und Lösungsstrategien

Trotz der Bereicherung, die Beiträge wie Honeggers für die Gender Studies darstellen, bleibt die von Shnayien geübte Kritik der Affizierung bestehen. Auch bei Claudia Honegger wird die in das Material eingeschriebene Gewalt verlängert oder zumindest abgeschwächt reproduziert. Wie kann eine Kompliz_innenschaft verhindert werden? Wie kann ein anderer (gewaltreduzierender) wissenschaftlicher Umgang mit negativ affizierenden Quellen aussehen? Auf der Suche nach einer Antwort bezieht sich Shnayien auf die Literaturkritikerin Eve Sedgwick und ihre These, dass eine strukturelle Perspektive nicht verpflichtet. Die Kenntnis oder das Wissen einer Person um Unterdrückungssysteme „does not intrinsically or necessarily enjoin that person to any specific train of epistemological or narrative consequences.“³⁴ Die Art, wie Sedgwick Wissensproduktion hinterfragt, beinhaltet für Shnayien ein Ermächtigungsmoment. Eine freigelegte Entscheidungsmöglichkeit „in dieser Welt nicht bloß zu überleben, sondern zu leben“ und damit der „scheinbar ausweglose[n] Epistemologie des Angegriffen-Werdens, Sterben-Lassens und Umgebracht-Werdens“ nicht mehr ausgeliefert zu sein.³⁵ Hierfür unterscheidet Sedgwick „zwei verschiedene[...] Arten der Herstellung von Wissen über die Welt“, einmal das *paranoid reading* und als Alternative das *reparative reading*.³⁶

Das reparative Lesen lässt sich in erster Linie als Gegenentwurf zur Paranoia als wissenschaftlicher Methode bestimmen. Verkürzt lässt sich paranoide Wissensproduktion als hermeneutische Methode des Verdachts und der Enthüllung beschreiben, die inzwischen selbst zu einer dominanten und ansteckenden Form der Kritik geworden ist.³⁷ Sedgwick stellt dabei eine klare Verbindung zu den Queer und Gender Studies her, denn deren Theoriegerüst basiert zu einem wesentlichen Teil auf diesem rezidivierenden Moment der Aufdeckung von Machtsystemen. Indem sie diese Herkunft thematisiert, öffnet Sedgwick auch für die Queer und Gender Studies neue Möglichkeiten der

³⁴ Sedgwick, *Touching Feeling*, S. 124.

³⁵ Shnayien, *Sichere Räume*, reparative Kritik, S. 13.

³⁶ Ebd., S. 7.

³⁷ Sedgwick, *Touching Feeling*, S. 125.

Analyse. Angesichts ihrer Zweifel an der Produktivität von paranoider Kritik schlägt sie das reparative Lesen vor. Dessen Methode ist es, das scheinbare Schicksal der Enthüllung und darauffolgenden Ohnmacht nicht anzunehmen. Stattdessen soll es die Performativität und die transportierten Affekte des Materials als Bestandteil von Wissen mit einbeziehen, ohne ihm zu erliegen. Dabei wird auch die Frage nach der Sicherheit vor wissenschaftlicher Enthüllung und Verletzung neu verhandelt. Shnayien bleibt dabei deutlich:

Es geht also nicht darum, Sicherheit als absolute Sicherheit vor dem Material zu denken, und die eigene Sicherheit paranoid-präventiv auf ein zu vermeidendes Einbrechen dieses Materials in die eigene Forschung hin zu konstruieren - dies würde auch bedeuten, sich niemals damit zu befassen.³⁸

Welche Sicherheit dürfen wir dann also erwarten? Shnayien bedient sich zur Beantwortung dieser Frage des queeren Sicherheitsbegriffs vom deutschen Sozialwissenschaftler Daniel Loick.³⁹ Dessen Überlegung basiert darauf, den Gegensatz von Sicherheit und Unsicherheit aufzulösen.⁴⁰ Queere Sicherheit beinhaltet die „Anerkennung von Negativität und Unsicherheit als Teil sowie als notwendige Voraussetzung“ für eine antihegemoniale Vorstellung von Sicherheit.⁴¹ Bezogen auf Forschung bedeutet das eben nicht die völlige Abwesenheit von Risiken und Verletzungen, sondern das Verständnis von Sicherheit als kreativen Umgang mit genau diesen Affekten. Mit dieser Umschreibung stellt sich Loicks queerer Sicherheitsbegriff gegen jede neoliberale Erzählung von absoluter Sicherheit ‚vor etwas‘ als negative Sicherheit. Stattdessen hebt er die notwendige Anerkennung von Unsicherheit und Verletzbarkeit als Grundlage einer neuen gemeinsamen Praxis hervor.⁴²

Daraus können verschiedene Umgangsweisen für Wissenschaftler_innen entstehen. Shnayiens Lösungsansätze beziehen sich einerseits auf einen möglichen affektiven Methodikwechsel vom „paranoiden zu einem reparativen Reading“ und andererseits darauf, „die zu verletztem Material Forschenden nicht mit diesem allein lassen“, sondern solidarische und affektbewusste Netzwerke zu bilden.⁴³ Im privaten Rahmen existieren diese Netzwerke vielleicht schon, sie könnten jedoch anerkannt und offiziell gefördert werden. So

³⁸ Shnayien, *Sichere Räume, reparative Kritik*, S. 13.

³⁹ Shnayien bezieht sich auf Daniel Loick: *Das Grundgefühl von Ordnung, das alle haben. Für einen queeren Begriff von Sicherheit*. In: Mike Laufenberg, Vanessa Thompson: *Sicherheit. Rassismuskritische und feministische Beiträge (Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 49)*. Münster 2021, S. 266-286.

⁴⁰ Shnayien, *Sichere Räume, reparative Kritik*, S. 14-15.

⁴¹ Ebd., S. 15.

⁴² Vgl. ebd., S. 15.

⁴³ Ebd., S. 15.

gibt es beispielsweise professionelle psychologische Unterstützung in Form von Traumasuren und Supervisionen für Forschende, die sich über einen längeren Zeitraum mit sexualisierter Gewalt auseinandersetzen.⁴⁴ Auch Aktivismus kann Teil der Lösung sein; Shnayien möchte

unter anderem an aktivistische Praktiken anschließen [...], [die] mit den Logiken sozialer Medien Aufmerksamkeiten verschieb[en]: Weg von den Täter_innendiskursen und -namen, hin zu den Perspektiven und Forderungen der Opfer [...].⁴⁵

Das mag für Hashtags wie #SayTheirNames⁴⁶ angebracht sein, für Schilderungen sexualisierter Gewalt unter Hashtags wie #MeToo⁴⁷ hingegen wäre vielleicht eine Verschiebung weg vom ‚trauma porn‘ hin zu den Namen der Täter_innen wünschenswerter, um diese sichtbarer zu machen und Betroffene von der öffentlichen Bringschuld zu entlasten. Abgesehen von konkreten Diskursstrategien geht es hier um das Mitdenken einer aktivistischen Praxis, die an die Forschungspraxis anschließt.

Schlussendlich zielt Shnayien darauf ab, die „vom Material ausgehenden Verletzungspotentiale als Forscher_in nicht einfach erdulden zu müssen, und sie auch darüber hinaus nicht an Leser_innen weiterzugeben“ und mithilfe der oben genannten Strategien eine „reparative [...], und damit wirksame [...] Form der Kritik“ zu ermöglichen.⁴⁸ Ähnlich wie bei Loicks Definition von Sicherheit darf ‚reparativ‘ wohl nicht als ‚wiedergutmachen‘ oder ‚heilen‘ verstanden werden, sondern muss eine begriffliche Offenheit zur Überraschung und sogar Freude beibehalten. Reparative Kritik darf sich also nicht einem scheinbaren Folgerungszwang, der von dem affizierenden Material ausgeht, beugen. Stattdessen muss sie einen Schritt zurückgehen und versuchen, den Forschungsgegenstand als solchen und im Wissen um sein Affizierungspotential zu betrachten.

Fazit

In der Problematik des produktiven Arbeitens mit negativ affizierendem Material steckt sowohl die Tragweite der Verletzung als auch die Notwendigkeit der

⁴⁴ Dies habe ich in einem Interview mit dem queerfeministischen Biologen Heinz-Jürgen Voß erfahren. Wir sprachen über die Monitoring-Studie der Umsetzung der Istanbul Konvention in Sachsen-Anhalt. Nachzuhören unter: <https://radiocorax.de/wie-erfolgreich-geht-sachsen-anhalt-gegen-geschlechtsspezifische-gewalt-vor-umsetzung-der-istanbul-konvention/> (zuletzt geprüft: 21.03.2022)

⁴⁵ Shnayien, Sichere Räume, reparative Kritik, S. 16.

⁴⁶ #SayTheirNames ist ein Hashtag, der im Zuge der neun rassistischen Morde in Hanau am 20. Februar 2020 als Sichtbarmachung der Betroffenen ins Leben gerufen wurde.

⁴⁷ #MeToo wurde Mitte Oktober 2017 erstmals in Sozialen Medien in Bezug auf das Outcalling von Harvey Weinstein genutzt und löste eine Welle von Berichten von Betroffenen sexualisierter Gewalt aus.

⁴⁸ Shnayien, Sichere Räume, reparative Kritik, S. 17.

Kritik. Damit berührt sie große ethische Fragestellungen: Gibt es legitime wissenschaftliche Gründe, Personen zu triggern? Kann es sicherere Räume in der Wissenschaft geben?

Antworten finden sich bereits in der Bereitschaft, anders über Sicherheit und Verletzung reden zu können, so wie von Autor_innen der Affect Studies wie Sedgwick radikal gefordert. Durch ihre feministische Herkunft können die vorgestellten Herangehensweisen der Affect Studies belastbare Gegenerzählungen zum neoliberalen, autonomen Subjekt oder der objektiven und neutralen Wissensproduktion vermitteln. Gerade deswegen sind sie von besonderer Bedeutung für die Gender Studies.

Wie ich ausgeführt habe, kann Sedgwicks Entwurf und Shnayiens Ergänzung zur reparativen Kritik als produktive mögliche Umgangsweise mit verletzenden Material im wissenschaftlichen Kontext gewertet werden. Offen bleibt hingegen, inwiefern schädliche Narrative einer unpersönlichen, ‚unhysterischen‘ Wissenschaft oder einer ‚gewissen gebotenen Distanz‘ unbeabsichtigt reproduziert werden. Indem Shnayien beispielsweise die schriftliche Selbstreflexion der affizierten Forscherin Kracher kritisiert, könnte es gerade Vertreter_innen einer pseudo-objektiven Wissenschaftspraxis leichtfallen, sie zu diskreditieren. Häufig liegt gerade in der Selbstpositionierung einer forschenden Person die Chance einer Einordnung für die Lesenden. Und auch die Erinnerung daran, dass Wissenschaftler_innen nicht über ihrem Analyseobjekt stehen. Die Beurteilung Shnayiens, eine erneute Abwertungsgeste wie die von Kracher sei zu verhindern, berücksichtigt unter Umständen nicht, dass eine reaktive Abwertung aus der marginalisierten Position heraus eine Ermächtigung sein kann. Aus persönlicher Erfahrung würde ich ergänzen, dass auch sarkastische Überleitungen, wie Honeggers, trotz mitschwingender Verletzung, eine bessere Lesbarkeit der misogynen Zitate ermöglichen kann. Eine eindeutige Antwort auf die Frage, ob und wie die eigene Affizierung sichtbar gemacht werden sollte, gibt es an dieser Stelle nicht. Anschlussfähig hingegen sind Shnayiens Sammlungen von Strategien im Umgang mit negativen Affekten. Beispielsweise das Aufbauen solidarischer Netzwerke, affekttheoretisches Einwirken auf den Wissenschaftsdiskurs und die Neugier auf alternative Reaktionen und Rezeptionen. Hier lohnt es sich meiner Meinung nach noch weitere Gruppen und Techniken mitzudenken. Denn konkret auf das Studium der Gender Studies bezogen bleibt das Konzept des reparativen Lesens für Studierende und Forschende noch ausbaufähig.

Auch Studierende, die sozial im universitären Gefüge anders als angestellte Forschende verortet sind, brauchen gemeinsame (und gemeinsam geübte)

Praktiken im Umgang mit verletzendem Material. Gerade die Art und Weise, wie Studierende aufgrund der eigenen Situiertheit unterschiedlich betroffen sind, birgt auch das Potential, voneinander zu lernen und sich Räume zu gestalten, wo dies möglich ist. Genauso darf auch das Hinterfragen der Notwendigkeit von Einführungsliteratur mit hohem Verletzungspotential Bestandteil von studentischen Strategien sein. Und schließlich stellt sich die Frage, wie ein Studiengang, in welchem sich betroffene Personen wissenschaftlich mit ihrer Unterdrückung auseinandersetzen und dabei negativ affiziert werden, alternativ strukturiert sein könnte.

Literatur

Degener, Ursula, Andrea Zimmermann: Politik der Affekte. In: *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, Nr. 22 (2014), S. 5–23.

Drüeke, Ricarda, Elisabeth Klaus: Feministische Öffentlichkeiten: Formen von Aktivismus als politische Intervention. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 16. Wiesbaden 2019, S. 1–9.

Honegger, Claudia: Frauen und medizinische Deutungsmacht im 19. Jahrhundert. In: Alfons Labisch und Reinhard Spree (Hrsg.): *Medizinische Deutungsmacht im sozialen Wandel*. Bonn 1989, S. 181–194.

Hömberg, Merle, Lina Beling: Wie weit der Hass gegen Frauen geht. *Deutschlandfunk Kultur*, 2021, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/incel-community-wie-weit-der-hass-gegen-frauen-geht-100.html> (zuletzt geprüft: 13.01.2023).

Kracher, Veronika: *Incels. Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults*. Mainz 2020.

Schmitz, Sigrid, Sara Ahmed: Affect/Emotion: Orientation Matters. A Conversation between Sigrid Schmitz and Sara Ahmed. In: *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, Nr. 22 (2014), S. 97–108.

Sedgwick, Eve Kosofsky: *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham 2003.

Shnayien, Mary: Sichere Räume, reparative Kritik. Überlegungen zum Arbeiten mit verletzendem Material. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 14,

Nr. 1 (2022), S. 54–65.

Slaby, Jan: Drei Haltungen der Affect Studies. In: Larissa Pfaller und Basil Wiese (Hg.): *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*. Wiesbaden 2018, S. 53–81.

Autor*in

Tabea Speder hat Philosophie und Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Leipzig studiert. Derzeit befindet sie sich im Zweifach-Master Gender Studies und Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum. Der vorliegende Text entstand im Rahmen der Einführungsvorlesung Medien und Gender bei Jasmin Degeling im Wintersemester 2021/2022.

Kontakt: tabea.speder@rub.de